

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 285.

Mittwoch, 5. Dezember.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

(21. Fortsetzung.)

Roman eines seltsamen Lebens.

Von Felix Neumann.

(Nachdruck verboten.)

Und wieder rann die Zeit dahin.
Frida versuchte sich aufzurichten, aber des Arztes Hand drückte sie sanft in die Kissen zurück.
„Die — Bella — die — Bella — hat mich geküßt!
Ich — kann nichts — dafür! Warum — redet — man — so schlecht — von mir?“

Die Stimme wurde plötzlich schrill.

„Wenn Sie mich — angreifen — schieße — ich! Ich lasse — mich — von dem Spanier — nicht — schlagen! Ah — ah — jetzt bin — ich — frei — nein — nach London — gehe — ich nicht. Haben Sie — sich — die Hand — verletzt — Herr Professor? Oh — der Schlag — traf. Rodrigo — wird — es — nicht — wieder — wagen — —!“

Und nun kam die Krisis, wo die Fiebershauer die wildesten Bilder malten.

Gottorp hatte sich auf den Bettrand gesetzt, um zu verhindern, daß die Kranke sich erhob.

„Warum hältst — du — mich — fest — Stanislaus?“

Frida schlug die Augen auf, erkannte aber ihren Freund nicht.

„Du — bist — das Unglück unserer Familie geworden! Hätte ich dich nie kennengelernt, mich — nie — mit — dir — verlobt! Du hast — dein Volk — verraten und mich! Was willst du jetzt — hier — in Berlin —! Geflohen bin ich — vor — dir — um — dich — niemals — wiederzusehen — —“

Die Rechte Fridas legte sich bebend auf Gottorps Schulter.

„Was — ist — mit — dir — Stanislaus —! Du siehst — ja ganz anders — aus — —! Ach — ich — kann — nicht — mehr — ich — kann nicht — mehr — —“

Erschöpft sank Frida in die Kissen.

Nun weinte sie und die Tränen stießen über die Wangen.

„Hörst — du — wie — der — Regen — fällt — —“

Ein gequältes Lachen.

„Du hast — eine jo — schöne — weiche — Stimme — Mutter! Simon sagt — ich — hätte — sie — von — dir geerbt — —“

Der Professor warf einen Blick auf das Fieberthermometer.

Es sank langsam.

Mitternacht war vorbei.

Die verzerrten Züge des jungen Mädchens entspannen sich, es war, als ob nach allem Kampf und Weh nun endlich der Friede einzischen wolle.

Sorgsam glättete Gottorps Hand die zerwühlten Kissen.

Er setzte sich wieder in den Stuhl und lauschte, wie die Atemzüge ruhiger wurden.

Da schlug Frida die Augen auf und sagte: „Bitte. Wasser —“

Der Professor legte seinen Arm um die Schulter der Kranken, richtete sie auf, und reichte ihr den Trank, in den er ein Schlafmittel tat.

Mit klaren Augen blickte sie den Arzt an.
„Sie — sind — hier — Herr Professor — —?“
Der lächelte nur.

Und Frida Sendreki fiel in tiefen, traumlosen Schlummer, der ihr die Genesung brachte. Seelisch und körperlich!

12. Kapitel.

Zwei Tage später trat abends in der „Alhambra“ der Violin-Kunstvirtuose Andrei auf, denn Adolf war es geglückt, den eben in Berlin eingetroffenen Künstler für sich zu gewinnen und in das Programm anstelle des „Verwandlungswunders“ einzuschlieben.

Und an dem gleichen Abend saß Gottorp am Bett seiner Patientin, die ihn hatte rufen lassen.

Frida, die sich sichtlich erholte und die Aufregungen überwunden hatte, legte ihrem Freunde eine umfassende Beichte ab.

Sie berichtete, wie sich Stanislaus Kornatz in den Kreis der Familie drängte, und durch sein Auftreten und sein bestechendes Wesen das Herz des jungen, unverheiratheten Mädchens eroberte.

Niemand ahnte, welchen dunklen Geschäften der wohlhabende Grundstücksmakler nachging.

Und in einem Lustspiel, das der Liebhaber-Theaterverein in Liegnitz herausbrachte, gab Frida die Rolle eines jungen Mannes, der sich später als Mädchen entpuppt.

Die Leistung in dieser Doppelrolle war so frappierend, daß schon damals in Frida der Gedanke auftauchte, ihre Begabung nach dieser Richtung hin auszunutzen.

Die Eltern jedoch wehrten sich entschieden gegen den Bühnenberuf. Dann kam die Verlobung und drängte alle diese Gedanken ganz in den Hintergrund.

Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Eines Tages erklärte der Brüderigam, vor dem Ruin zu stehen, wenn ihm nicht geholfen werde.

Der sieche Vater gab das Letzte, was ihm noch geblieben war. Warnerstimmen erhoben sich.

Stanislaus Kornatz wußte die Braut zu beschwichtigen.

Der Bruder, der als Freiwilliger im Grenzschutz diente, fiel.

Da brach dem alten Sendreki das Herz.

Die Frauen zogen nach Breslau.

Wie ein Vampyr hingte sich der Landesverräter an sie. Zeiten bitterster Kämpfe folgten.

Frida wollte es nicht glauben, daß sie in die Hände eines Menschen geriet, der sie nur als Werkzeug für seine Pläne benutzte.

Bis endlich das Eingreifen des alten Simon — der Tragödie ein Ende mache.

Unbeschreiblich war, was das junge Mädchen litt.

Stanislaus war verschwunden, aber Droh- und Bettelbriefe kamen. Er verschwore sich, die Braut zur Mitschuldigen zu stempeln.

Dann starb die Mutter.

Frida blieb allein zurück.

Ihr einziger Gedanke war: Fort, untertauchen irgendwo in der Welt, den Vorhang zuziehen vor diesen furchtbaren Erlebnissen.

Mit den Papieren des Bruders ging sie nach Berlin.

Frida Sendreki war für sie tot, sie lebte das Dasein des gespaltenen Früh weiter!

Die Kranken unterbrach ihren Bericht.

Ihr Antlitz, etwas schmal und spitz geworden, war dem Licht der Lampe zugewandt.

Stotzend fuhr sie fort: — dann — dann — geschah das Unerwartete, das Schreckliche, das Zusammentreffen mit dem Manne, der mein Unglück wurde! —

Gieberhaft glänzten die Augen.

„Wo — ist — er jetzt? Wie ein Schreckensgespenst wird er ewig durch mein Leben gehen — —!“

Beruhigend sagte der Professor: „Sorgen Sie sich nicht! Stanislaus Kornatz hat alle Ursache, im Verborgenen zu bleiben. Vorläufig sind Sie hier unter meinem Schutz. Das Weitere findet sich. Ich werde mich alsbald mit Herrn Simon in Breslau in Verbindung setzen.“

Er neigte sich zu dem jungen Mädchen: „Wie denken Sie nun über das, was unmittelbar hinter Ihnen liegt, über Ihr Leben an der „Alhambra“ — über die Erfahrungen, die Sie sammelten — —?“

Frida schüttelte leicht das Haupt.

„Ich — will — nichts mehr davon — wissen — —! Ich tat den Sprung in dunkles, unbekanntes Land! Es wäre besser gewesen, ich hätte ihn nie getan — —“

Gottorp nahm die Hand Fridas und drückte sie.

„Grämen Sie sich darum nicht! Der große Lehrmeister, Leben genannt, nimmt uns alle in seine Schule, Sie, wie mich! Wir lernen nie aus! Unsere Pflicht aber ist es, aus den Erfahrungen Ruhen zu ziehen — —“

Und er ging, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die seinem Schützling unüberwindlich schienen.

Es war Mitte Dezember geworden.

Dieses Mal hatte der launische Monat seinen Einzug mit Eis und Schnee gehalten, und die Tannen im Garten des Sanatoriums waren wie mit Puderzucker bestreut.

Etwas abseits, mit der Front nach dem Grunewald, lag der Fachwerkbau, den Gottorp zum Asyl für die franken Kinder Unbemittelster bestimmte.

Mehr als zwanzig kleine Mädchen und Jungen träumten hier, der Armut und dem Elend entrückt, ihrer Genesung entgegen.

Sie hatten es schon immer gut gehabt, und wenn der Onkel Professor inspizierte, empfand niemand Furcht.

Seit einigen Wochen aber leuchtete das Leben besonders hell in diesem Jugendparadies.

Es war nicht die Vorfreude auf Weihnachten; nein, seit die Schwester Frida hierher verjezt wurde, ging jeden Morgen die Sonne klarer denn je auf, und in die Träume der Nacht senkte sich die Erinnerung an Reigen und Lieder, an schöne Märchenerzählungen und das freundliche Gebaren jungmütterlicher Liebe.

Ja — die Schwester Frida!

Von drüben, aus dem großen, vornehmen Hause, das für die reichen Patienten bestimmt war, kam sie!

Aus dem Palast mit dem Sandsteinportal, wo ein schöner Wintergarten war, in dem auch im Dezember die Blumen blühten.

Noch trug sie den Arm in der Binde, als sie eines Tages in den Kreis der Kleinen trat, ein frohes Lächeln um den jugendlichen Mund, ein Glänzen eigener Art in den hellen Augen.

Es war schon immer schön hier gewesen, aber — nun — —?

Und heute nachmittag vereinigte man sich in dem kleinen Saal, wo das Klavier stand, um Lieder einzuladen. Lieder für das Fest, die die Schwester mit ihrer klaren Stimme intonierte, Lieder, wie sie kein Volk der Welt so schön und innig besingt wie das deutsche. (Schluß folgt.)

Hänschen und der Nikolaus.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Hänschen Schneider, der Stammhalter, war im September zwei Jahre alt geworden, und seine Eltern freuten sich darauf, das kleine, verständige Kerlchen mit dem Nikolaus und dem Christkind bekannt zu machen. Frau Schneider erzählt dem immer aufmerksam zuhörenden Hänschen täglich, daß jetzt bald der Nikolaus kommt, daß er braven Kindern Apfel und Nüsse mitbringt und für ungesogene Kinder die Rute bereit hat.

Eines Abends will Frau Schneider ihrem Hänschen dieses alles handgreiflich näher bringen. Sie hat den kleinen Mann zu Bett gebracht, und statt daß er sich ruhig zum Schlafen hinlegt, setzt er sich wieder in seinem Bettchen auf und verlangt mit ehrfroher Dringlichkeit wie lautstark seine Schachtel mit den blauen Binnoldaten. „Nun hör mal gut zu, Hänschen“, sagt seine Mutter, „du mußt jetzt ruhig liegen bleiben, weil es für kleine Leute Zeit zum Schlafen ist. Wenn du artig bist und einschlafst, freut sich der Nikolaus und schenkt dir etwas Schönes. Bist du aber nicht folgsam, dann bringt er eine große Rute mit und dann bekommst du nur Schläge.“ Hänschen sieht seine Mutter treuherrig an: „Bitte, bitte, die Soldaten, dann is Hänschen brav“, sagt der kleine Diplomat.

„Wer soll denn nun eigentlich den Nikolaus darstellen“, erkundigte sich Herr Schneider eines Tages bei seiner Frau, „ich fürchte, wenn ich mich verkleide, fällt meine Abwesenheit unserm Hänschen auf.“ — „Ja, das fürchte ich nämlich auch, der Jung ist so durchtrieben, von wem er das nur hat?“

„Wahrscheinlich von seiner Mutter, wenn ich daran denke, durch was für Fälle sie sich in ihrer Verlobungszeit zu Zusammenkünften mit ihrem späteren Manne freimachte, dann . . .“ — „Willst du wohl still sein, du schlimmer Mensch, damals warst du entzückt über meine phantastischen Ideen!“ — „Wer behauptet denn, daß ich heute weniger Freude daran habe, es handelt sich doch nur darum, festzustellen, von wem Bubi diese hervorragende Eigenschaft geerbt hat!“ — „Also, nun las schon gut sein! Und was den Nikolaus betrifft, so dachte ich, daß ihn unsere Minna mit ihrer tiefen, fast männlichen Stimme darstellen könnte.“ — „Ja, der Gedanke ist gut, du mußt sie nur gehörig instruieren, damit sie ihre Rolle auch gut bis zum Ende durchführt.“

Endlich ist der Nikolaustag da. Die Eltern sehen sich ab und zu lächeln und erwartungsvoll an und Hänschen kräht in allen Tonarten: „Heute kommt der Nikolaus, und Hänschen is immer brav gewesen!“ Bubi wußte sehr wohl, daß er vorsichtig nicht immer brav war, aber er erhoffte sich wohl unbewußt eine sich zu seinen Gunsten geltend machende Beeinflussung des lieben Nikolaus', wenn er immer wieder vom braven Hänschen hört.

Als sich die Dämmerung über die Erde breitet, hört man schwere Schritte durch den Flur stampfen. „Ich glaube, jetzt kommt der Nikolaus, Hänschen“, sagt die Mutter und fährt beruhigend nach des Knaben Hand. Aber Hänschen hat keine Angst. Als es gleich darauf kräftig anklöpf, schreit er mit hellem Stimmen: „Herein!“, reißt sich von Mutters Hand los und geht dem eintretenden Nikolaus mit weit geöffneten, staunenden Augen entgegen. „Guten Abend, Hänschen“, brummt der Nikolaus und streckt dem Knäblein seine behandschuhte Hand entgegen, in die Bubi ohne Zögern sein Händchen legt. „Bist du auch immer brav gewesen?“ fragt der Nillas. Hänschen steht erst etwas verlegen da, dann hebt er vorsichtig den Kopf. Wenn der Nikolaus doch erst fragen muß, kann man etwas wagen, und ohne weiteres Besinnen spricht er: „Hänschen ist ein lieber Jung.“ — „Ja, lieb“, sagt Nikolaus, „aber brav?“ Da kommt Mutter ihrem nun doch etwas unsicher werdenden Sproßling zu Hilfe, ohne auf ihres Mannes abwehrende Handbewegung zu achten: „Hänschen, sag dem Nikolaus dein Gedichtchen!“ Schnell fällt Hänschen ein:

Lieber Nillas, Hänschen klein,
Will jetzt immer artig sein!

„So“, sagt Nikolaus, „das ist aber schön von dir, da brauche ich ja gar keine Rute für dich hier zu lassen.“ — „Mutti“, jubelt Hänschen, „hast du gehört? Undjetzt dreigt Hänschen Apfel und Nüsse von — der Minna!“

Der kleine Racker hatte zu genau hingeguckt! Tsch.

Der Einbrecher.

Bon Carel Burbach.

Obwohl Henry Pickle als einer der eifrigsten und ehrgeizigsten Beamten des Distriktsdetektivkorps galt, hatte ihm das Schicksal noch niemals einen interessanten Fall in die Hände gespielt. Es war ihm auch noch kein einziges Mal

geglückt, einen Verbrecher zu fassen und ihn der Macht des Gesetzes auszuliefern. Und ebenso wie er litt unter diesem Verhängnis sein treuer Diener und Helfer Jim, der seine Kleider und Schuhe bürtete und Besorgungen für ihn machte, zum mindesten, wenn etwas für ihn zu besorgen war.

Jim schüttete Henry manchmal sein übervolles Herz aus, und so kam es, daß Jim seines Meisters Sorgen vollkommen teilte, ebenso wie dessen Ideale bald auch die seinen wurden, wie es sich übrigens für einen ordentlichen Diener gehört.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß Jim fast toll wurde vor Freude, als er eines Morgens seinen Herrn mit einer für dessen Lausbahn wahrscheinlich höchst gewichtigen Mitteilung überraschen konnte. Er stürzte rot vor Aufregung in Pidles Zimmer und stotterte: „Herr Pidle... ich habe etwas entdeckt... etwas Besonderes, etwas, das auf ein Verbrechen schließen läßt!“

„Erzähle!“ sagte Pidle, dessen Erwartung anscheinend nicht sehr hochgezählt war, latontisch.

„Wie Sie wissen“, begann Jim mit angsterregender geheimnisvoller Stimme, „muß ich des Abends, um nach Hause zu kommen, immer durch eine stille Gegend, die sie hier das Tal nennen. Nun — in einer der abgelegenen Straßen steht ein großes Edhau, ein Herrenhaus, und da sehe ich jetzt Abend für Abend ein verdächtiges Individuum herumstreichen. Ich beobachte den Kerl schon eine ganze Zeit, aber stets verschwindet er in einem bestimmten Moment um die Ecke des Hauses, und dann ist er nicht mehr zu finden. Ich wage es nicht, ihm da noch weiter nachzugehen, und hielt es für richtiger, es Ihnen mitzuteilen, denn ich traue der Sache nicht.“

„Ist das alles?“ fragte Pidle ungeduldig, aber innerlich war er schnell entschlossen, den Fall einmal zu untersuchen. „Um welche Zeit erscheint der Gentleman?“

„Gegen halb eins“, antwortete Jim.

„Gut, hole mich dann heute nacht um zwölf Uhr ab.“

„Hat der Herr sonst noch Wünsche?“ fragte Jim, der seinen Herrn niemals ohne diese stereotype Frage verließ.

„Rein, danke“, erwiderte Pidle und zündete sich nach-

dem eine Zigarette an.

Punkt halb eins standen zwei dunkle Gestalten im Schatten einer Strazenende und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Jims Herz klopfte fast hörbar vor wilder Erregung, und auch Henry fühlte sich durchaus nicht so ruhig wie sonst. Unser vieler Grübeln war er im Laufe des Tages zu der Überzeugung gelangt, daß hier ein guter Schlag zu schlagen war und vielleicht eine glänzende Karriere ihren Anfang nehmen werde. Als sie eine Viertelstunde gewartet hatten, kam an der gegenüberliegenden Seite eine Gestalt fast unhörbar, eng an den Häusern entlang, angeschlichen. Jim machte eine unwillkürliche Bewegung. „Schnell“, sagte Henry. Der Mann lief weiter bis zu dem bewußten Hause, blieb dort stehen und blickte aufmerksam zu den oberen Fenstern hinauf. Dann biegte er sich etwas vor und schien voll Interesse das Schloß der Haustür zu betrachten.

Mit unsicheren Schritten trug er sich noch eine Weile vor dem Hause herum, um schließlich, ganz wie Jim erzählte, mit einem Male um die Ecke zu verschwinden. In diesem Augenblick schossen zwei Schatten schnell wie der Blitz über die Straße und folgten der geheimnisvollen Erscheinung hinter das Haus. Hier sahen Henry und sein Helfer, wie der Mann schnell einen Gegenstand aus der Tasche holte und diesen zwischen ein Fenster und den Rahmen trieb, bis sich das Fenster langsam nach oben schob. Als die Öffnung groß genug war, schwang sich der Mann schnell hinein, aber bevor er das Fenster wieder schließen konnte, waren seine Verfolger ihm bereits nachgesprungen. Henry Pidle legte — zum erstenmal in seinem Leben als Detektiv — seine Hand auf die Schulter des Einbrechers. Ein durchdringender Alkoholgeruch schlug ihm entgegen. „Ich verhaftete Sie!“ Der Mann rührte sich nicht. „Halte ihn fest“, sagte Pidle zu Jim. „Ich werde die Hausbewohner benachrichtigen.“

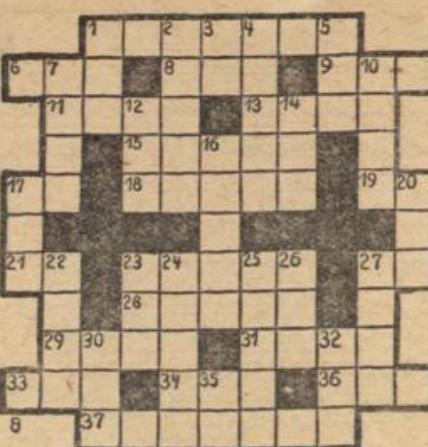
Einige Augenblicke später, in welcher Zeit Jim ohne irgendwelche Mühe seinen Gefangenem hatte festhalten können, kehrte der Detektiv zurück, begleitet von einem dicken, aufgeregten Herrn im Pyjama. Henry drehte das Licht an und wollte gerade den Arrestanten von Jim übernehmen, als der kleine, dicke Herr des Hauses plötzlich loslegte: „Lümmel von einem Jungen, der du bist... jetzt verstehe ich endlich, wie du jede Nacht ohne Hausschlüssel ins Haus kommst... und danach in solchem Zustand! Marsch, hinauf ins Bett — verdammter Bummel! — Ich danke den Herren für ihre Mühe.“

Erst als er wieder draußen in der nachtsilben Straße stand, entdeckte Henry Pidle in seiner Hand — einen Schilling!

„Hat der Herr sonst noch Wünsche?“ erklang neben ihm eine bescheidene Stimme.

Da sagte Henry ein derbes Wort, kurz, aber deutlich. (Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert.)

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Bekannter Filmschauspieler. 6. Getränk. 8. Monat. 9. Anerkennung. 11. Fluß zur Rheinmündung. 13. Possessives Tier. 15. Pilanze und Ameise. 17. Persönliches Fürwort. 18. Männlicher Vorname. 19. Nahrungsmittel. 21. Umstandswort. 23. Buchstabe des griech. Alphabets (an Kirchen). 27. Zustimmungswort. 28. Sittenlehre. 29. Gestein. 31. Weidetier. 33. Südeuropäisches Wort für Fluß. 34. Schmerzliches Ereignis. 36. Salatbeiguss. 37. Ehemaliger Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. — Senkrecht: 1. Alttestamentl. weibliche Person. 2. Fleißig. 3. Umstandswort. 4. Päpstliche Krone. 5. Germanischer Geist. 7. Astädtischer Fürst und Herr. 10. Einsamkeit. 12. Hundename (Freund). 14. Türkische rote Wollmäuse. 16. Name eines bekannten türkischen Staatsmannes. 17. Küstenfluss zur Nordsee. 20. Weiblicher Vorname. 22. Vorname einer bekannten Filmdarstellerin. 23. Großmutter. 24. Insel. 25. Leibwache. 26. Türkischer männlicher Name. 27. Glaubensbezeichnung. 30. Geographischer Begriff. 32. Drama. 35. Bindewort.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 279:
Wagerecht: 2. Lea. 3. Oliva. 9. Last. 10. Tell. 11. Libanon.
12. Iral. 13. Nabe. 14. Rize. 15. Weh. — Senkrecht:
1. Weihnachten. 3. Optiker. 4. Antonie. 5. Alwin. 6. Islam.
7. Lenau. 8. Aller.

Sammel-Ede

Zwei neue Schabel-Jugend-Alben. Die Firma C. F. Lüde, Leipzig, hat wieder zwei neue Jugend-Alben herausgebracht, deren textlicher Aufbau von den bisherigen Gewohnheiten vorteilhaft abweicht. An Stelle der bisherigen deutschen Landesbezeichnungen sind jene getreten, welche sich entweder auf der Marke selbst befinden oder wie sie in den jeweiligen Staaten selbst üblich sind; erst im Anschluß daran folgen dann die deutschen und die fremdsprachigen Überlebungen. Für den jungen Sammler ist das ein sehr großer Vorteil, denn er findet dadurch immer den richtigen Platz selbst für jene Marken, die für ihn bisher unbestimmt waren. Die gleiche Einrichtung weist das Inhaltsverzeichnis auf, welches übrigens noch Angaben über die Lage der Länder in den Erdteilen und über die Staatszugehörigkeit von Kolonial-, Mandats- oder Besitzungs-Gebieten enthält. Der weiteren Belehrung und Aufklärung des jungen Sammlers dient ferner eine Tafel mit der Wiedergabe von Markeninschriften und Aufdrucken in fremden Schriftzeichen, eine Ansicht von Abbildungen von Marken ohne Inschriften, dann solcher gleicher Zeichnung in verschiedenen Währungen und schließlich einem Verzeichnis von mehr als hundert Münzsorten nebst deren Kursländern. Für den ersten Anfänger ist auch eine Einführung „Wie sammle ich Briefmarken?“ beigegeben. Die Albumblätter selbst tragen am Kopfe Markenabbildungen und enthalten geographisch-statistische Angaben über Staatsform, Ländergröße, Einwohnerzahl, Hauptstadt, deren Größe und die Münzwährung. Von nicht geringerer Bedeutung ist auch der hier durchgeführte Wegfall von Markenseldern und ihr Erfolg durch ein Punkturennenn, welches dem jungen Sammler eine selbständige Einteilung der Blätter und damit auch wirklich die Unterbringung seiner Marken, gleichviel welchen Formats, gestattet.

Neue Bücher

* Maria Stona: „Neue Gedichte“. (Eigenbrödler-Verlag, Berlin.) Der stattliche Band umfaßt eine vielgestaltige Reihe von Versfolgen; da finden sich nebeneinander Naturlyrik, Liebeslieder, Zeitgedichte, balladenhafte Stücke, poetische Lebens- und Reiseerinnerungen und Übertragungen endlich von tschechischer Dichtkunst. Der Grundton ist romantisch, von einer leichten Melancholie überschattet, die Form schlicht und ohne den Versuch absichtlicher Modernität. Man spürt überall das warme Herz, den liebenvoll beobachtenden Blick, der die Dichtungen reisen ließ, wenn auch ihre künstlerische Wirkung ungleich ist. Die leichtschwingende Rhythmis der Liedform scheint Maria Stonas eigenste Art, recht eindrucksvoll vermag sie auch die Stimmung einer Landschaft festzuhalten, seelische Regungen und ebenso das Gefühlsleben der Tiere auszudeuten. Den größeren Vorwürfen zeitgeschichtlicher Gestaltung ist ihre Kraft nicht immer gewachsen. Im Ganzen keine Dichterpersönlichkeit von überragender Neuartigkeit, aber sympathisch in Echtheit und Frische des Empfindens. Mit Bildbeigaben mährisch-schlesischer Künstler findet das gut ausgestattete Buch befällige Illustrierung.

* Robert Neumann: „Jagd auf Menschen und Gespenster“. In der Reihe „Lebendige Welt“, herausgegeben von Frank Thiek. (V. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) Das neue Werk Robert Neumanns enthält 21 Berichte über abenteuerliche oder ecksonderliche Erlebnisse des Verfassers. Dunkle Gassen des Orients, verrufene Hasenviertel, nächtliche Fischzüge, dumstige Verbrecherkneipen — eine Fülle unheimlich vadender Szenen aus allen möglichen Gegenden Europas, besonders von der Nachseite des menschlichen Daseins, sind mit der Präzision einer Kamera erfaßt und mit einer solchen Bildkraft der Sprache auf die Seiten dieses Buches projiziert worden, daß der Eindruck unmittelbarer Wirklichkeitsnähe entsteht. Das besondere Geheimnis dieser Wirkung besteht in der Entpersönlichung des Berichtenden, in der mit hoher Selbstdisziplin vorgenommenen Ausschaltung des reflektierenden Ich. Dadurch entstehen Wirklichkeitsberichte von ungewöhnlicher Lebenswahrheit, die durch keinerlei persönliches Beiwerk entstellt oder verhüllt ist.

* „— a. Erzählt“: Von Tieren, Kindern und Begegnungen. Von Rudolf Ged. (Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M.) — a., alias Rudolf Ged, seit 30 Jahren Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, ist ein Meister der Anekdote, des menschlich-seinen Details. „Stoff für Dichter“ ließen sich diese Novellen in Kurzform, diese Beobachtungen und Begebenheiten, diese zart und bescheiden gültigen Anmerkungen zum Leben, wie es nun einmal ist, nennen. Liebe zu Tieren und Kindern erhellt die beschiedene Resignation eines Journalisten, der die Hast der Ereignisse nur noch lächelnd und ironisch betrachten kann. Das Beste der Ged'schen Prosa, das als klassische Feuilletonistik Bedeutung behält, ist hier mit leichter Hand, so wie sie geschrieben wurde, aneinandergereiht.

* Heinrich Edward Jacob: „Jacqueline und die Japaner“, ein kleiner Roman. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin B. 35.) Die Gattin eines Musikers, der im Begriff ist, durch die Inflation nicht nur sein Geld, sondern auch seine Seele einzubüßen, wird zur Mittlerin zwischen europäischer Unrat und Betriebssamkeit und der Weisheit und Überlegenheit Asiens. Mit leichter und zugleich fester Hand hat der Dichter den Charakter der Weisen und Gelben gegenübergestellt, und am Schlusse erst merkt der Leser, daß er in einer anmutigen und spielenden Weise den Weg zu deutscher Erziehung und deutscher Muß geführt worden ist. Diese empfindsame und gedankentiefe Dichtung, die teils in Berlin der Inflation, teils in alten deutschen Kulturstätten wie Würzburg und Heidelberg spielt, ist gleichsam getuscht auf den dünnen Himmel jener verhängnisvollen Zeit.

* Otto Alischer: „Tier und Mensch“, Geschichten. (Verlag von Albert Langen, München.) Otto Alischers Geschichten von den Tieren und Menschen der rumänischen Berge führen uns in ein reiches Mannsparadies. Aber er ist nicht nur der Jäger, er ist der leidenschaftliche Liebhaber des Urwaldes und seiner Tierheit und heute vielleicht ihr bester Kenner. Man lese nur, wie er den Trapphahn in seinem Kampfe mit dem Nebenbuhler beobachtet, oder wie der Triumph des bestreiten Steinadlers zu seinem Triumph wird, oder wie er in der Novelle „Die Alten“ den alten

Bauern den alten Bären verschonen läßt, weil der Alte den Alten versteht und bemitleidet. Unbezwingerliche Tragikomödien tiefen, erneuernden Atemzug, ein Untertauchen in Urwaldrauschen gibt dieses Buch — Erlösung vom Menschen durch das Tier.

* Jack London: „Menschen der Tiefe“. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin B. 50.) Jack London, schon auf der Höhe seines Ruhmes, tauchte für lange Monate im Londoner East-End unter, um über diese unbekannte Welt zu berichten. Es wurde ein Buch der nackten Tatsachen, das Zeugnis eines unerbittlichen, unbestechlichen Geistes von einer Welt, in der Menschen, arme, unschuldige Menschen Höllenqualen erdulden. Es ist die Kehrseite der Zivilisation, und keine Dichtung, kein Roman könnte uns tiefer erschüttern, als die ganz einfache Schilderung der Londoner Elendstadt. Jack Londons Gestaltungskraft bewährt sich gerade hier bei diesem einfachen Stoff und deshalb schwierigster Aufgabe in höchstem Maße. Das Buch ist ohne jede politische Tendenz geschrieben, doch mit aller Kraft und Anschaulichkeit, die den Werken Jack Londons eigen ist.

* G. K. Chesterton: „Das Geheimnis des Pater Brown“. (Mujation-Verlag, München.) Das neue und letzte Band von Chestertons Buchreihe spannen der Detektivnovellen, in deren Mittelpunkt die Gestalt des Pater Brown steht. Die unerschöpfliche Erfindungsabe des Dichters zeigt sich wiederum in der Darstellung unglaublich verwickelter Kriminalfälle, die dank dem gesunden Menschenverstand des Pater Brown ihre Auflösung finden.

* „So oder So?“ Fingerzeige für gesellschaftlichen Erfolg. (Verlag Died & Co., Stuttgart.) Wie oft kommt es vor, daß die besterogenen Menschen stutzen und verlegen werden. Eine unerwartete Situation, eine unangenehme Begebenheit, und man sitzt in der Klemme. Durch sorgfältige, geschickt erläuterte Illustrationen will nun das neue sehr originelle und wirklich sehr nützliche Buch „So oder so?“ Fingerzeige für gesellschaftlichen Erfolg, von L. Eichler (mit 65 Vollbildern — Beispiele und Gegenbeispiele und 100 Fragen und Antworten, bearbeitet von Beatrice C. Loeb vor „faux pas“ bewahren, die man so oft unwissentlich geht, meist gerade dann, wenn man sie bestimmt nicht erwartet. Das Bild spricht und zeigt, wie man es machen oder nicht machen soll. „So oder so?“ befaßt sich mit jeder Eventualität in der Gesellschaft, im Ballsaale, im Restaurant und Theater, auf der Straße, im eigenen Heim — kurz überall, wo man seine gute Erziehung zu beweisen hat. Die Illustration zu jeder guten Lehre ruft einen hastenden Eindruck hervor: So mache ich es das nächste Mal richtig! Nicht nur die junge Generation beider Geschlechter wird aus dem originellen Buch außerordentlich vielen Nutzen ziehen können, sondern es sind so viele Probleme der Etikette darin behandelt, daß auch der Besitzer noch vieles darin findet. Die Ausstattung ist außerordentlich ansprechend, die Demonstrationsbilder des bekannten L. Voigt sehr geschickt.

* Lene Voigt: „Mir Sachen“. Lauter gleenes Zeich zum Vortragen. (Verlag A. Bergmann, Leipzig.) Von Lene Voigt liegt wieder ein neues Buch, vorzüglich zum Vortragen geeignet, vor, in dem die lieben Sachen sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Auf witzig-drollige Weise das geschieht, wieviel Komik und Urwüchsigkeit Lene Voigt aufzubieten vermag, daß man über den „weichen“ sächsischen Dialekt sich ausschütten muß — vor Lachen, das sollte niemand versäumen, am eigenen Zwergfell zu erwischen.

* „Janine“, Tagebuch einer Verjüngten. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. med. Ludwig Leyv-Lenz. (Man-Verlag, Berlin B. 15.) Zum ersten Mal berichtet eine Frau über die an ihr vorgenommenen Verjüngungs- und Verschönerungsoperationen. Diese Operationen bedeuten für Janine die Lösung schwerer Probleme, die ihr Leben lange Jahre hindurch belasteten. Spannend und mit der zwingenden Logik des tatsächlichen Geschehens erleben wir in diesen Bekanntnissen einer Frau den Kampf, den sie mit der Grausamkeit des Lebens führt, ihre Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit menschlicher Einrichtungen. Der Operationsbericht des Arztes und das Nachwort des Herausgebers bereichern das Buch mit wertvollen Einzelheiten über die Frage der Verjüngung, deren Möglichkeit heute überall leidenschaftlich diskutiert wird.

* Samuel Butler: „Jenseits der Berge“, das fürzlich hier angezeigt wurde, ist im Phaidon-Verlag, Wien IV, erschienen.